

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 35 (1931-1932)
Heft: 3

Artikel: Reise-Erinnerungen aus der Argentinischen Provinz Catamarca
[Fortsetzung]
Autor: Beder, Robert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-661702>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sie stieß einen Laut des Entzückens aus, einen Ruf triumphierender Freude: „Hörst du's? Er sagte: „Mutti!““

Sie lachte und weinte durcheinander wie in einem Übermaß von Glück und haschte nach der Hand ihres Mannes und hielt ihn fest: „Paul — Väterchen! — komm, gib du unserm Kinde jetzt auch einen Kuß!“

Und Schlieben bückte sich auch nieder. Seine

Frau schlang den Arm um seinen Hals und zog seinen Kopf noch tiefer herab, dicht neben den ihren. Da legte das Kind den einen Arm um seinen Nacken, den andern um den ihren.

Sie waren sich alle drei so nah in dieser stillen Sommernacht, in der alle Sterne glänzten und Mondstrahlen silberne Brücken schlugen vom friedvollen Himmel hinab zur friedvollen Erde. (Fortsetzung folgt.)

Blick in den Strom.

Sahst du ein Glück vorübergeh'n,
Das nie sich wiederfindet,
Ist's gut, in einen Strom zu seh'n,
Wo alles wogt und schwindet.

O starre nur hinein, hinein,
Du wirst es leichter missen,
Was dir, und soll's dein Liebstes sein,
Vom Herzen ward gerissen.

Blick unverwandt hinab zum Fluß,
Bis deine Tränen fallen,
Und sieh durch ihren warmen Guß
Die Flut hinunterwallen.

Sinträumend wird Vergessenheit
Des Herzens Wunde schließen;
Die Seele steht mit ihrem Leid
Sich selbst vorüberfließen.

Nikolaus Lenau.

Reise-Erinnerungen aus der Argentinischen Provinz Catamarca.

Von Dr. Robert Weber, Buenos Aires.

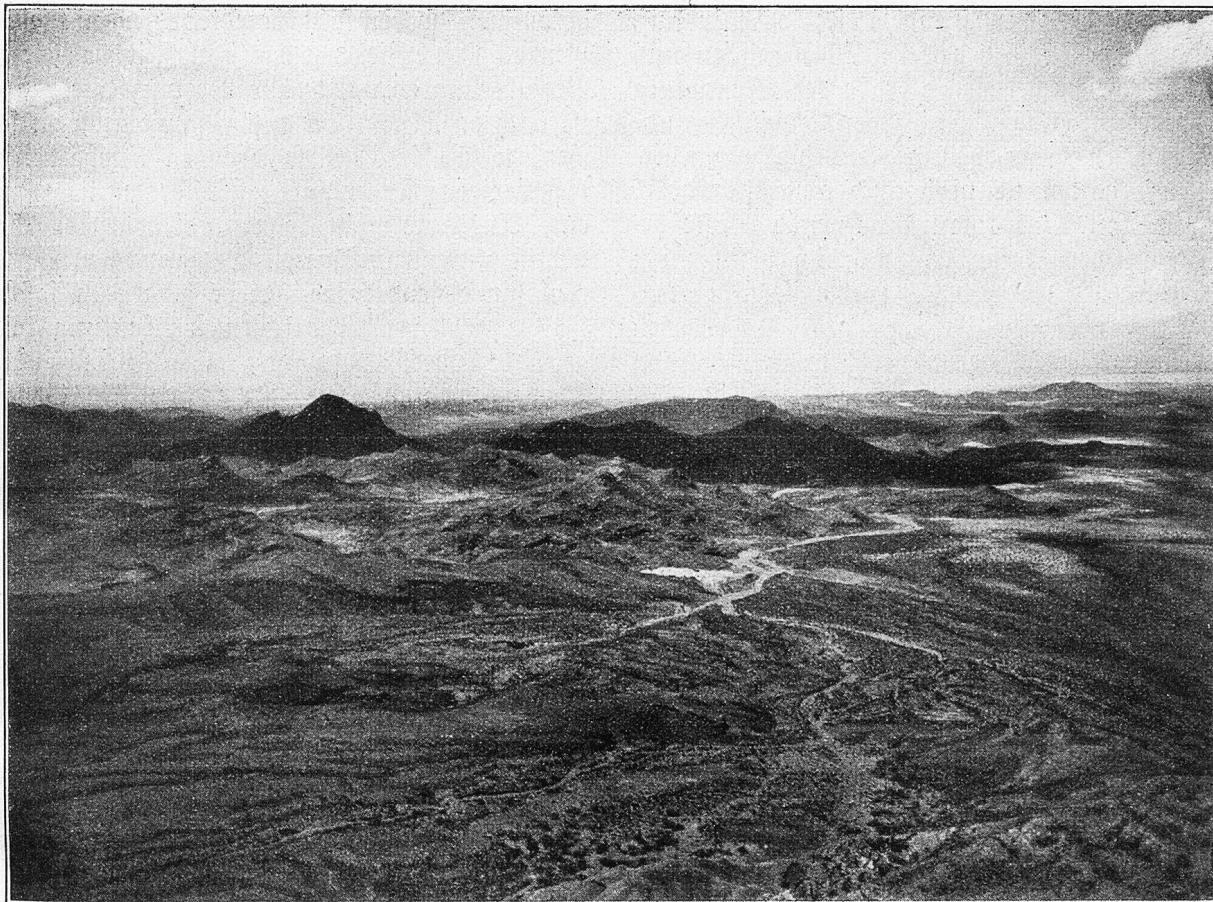
(Fortsetzung.)

Landschaftlich ist die Gegend von Capillitas kein sehr ansprechender Ort. Kahle Bergwände dehnen sich rings umher, denen jegliches fließende Wasser fehlt. Die Winter sind kalt, die Sommer oft sehr heiß und drückend, zumal wenn der staubbeschwerte Nordwind herrscht, so daß die Jahreszeiten jener wohlthuenden Abwechslung entbehren, durch die das Gemüt für die schwere Arbeit in den Gruben frisch erhalten werden kann. Da darf man die drastischen Worte verzeihen, die der englische Ingenieur bei seiner Abreise an die Wand der Stube malte und die ich folgendermaßen in mein Notizbuch abschrieb:

Farewell Capillitas, farewell,
I am bidding you a fond adieu,
I may go to Hell some day
But never will I come back to you.

Die Gegend von Capillitas leidet übrigens noch unter einem besonderen Übelstand, der den Minenbetrieb in gewissem Grade auch in Mitleidenschaft zieht, ich meine die „Tembladera“, eine Krankheit, welche die Pflanzenfresser, besonders Pferde, Maultiere und Esel befällt und wie der Name schon mitteilt, sich anfänglich in einem starken Zittern äußert und bis zum Verlust des Gleichgewichtes führen kann, welches das Tier mit allen Anstrengun-

gen bestrebt ist heizubehalten. Tritt nach Tagen oder sogar nach Wochen keine Besserung ein, so äußert sich ein Verfall der Kräfte, der mit dem Tode des Tieres endet. Diese Krankheit, die alljährlich viele Opfer fordert, ist seit langem bekannt, doch fehlen meines Wissens Angaben über deren Verbreitung in früheren Jahrhunderten, oder diese sind wahrscheinlich in irgend einer Form in den Provinzial-Archiven oder dem „Archivo de las Indias“ in Sevilla versteckt. Über den Ursprung dieser Krankheit herrschten die vielseitigsten Ansichten. Erst in jüngster Zeit ist es einigen argentinischen Forschern gelungen, die Ursache der Tembladera endgültig festzustellen. Sie besteht in einer Pilzart (*Endoconidium tembladera*), die auf einem ganz bestimmten Gras, der *Festuca Hieronymi* Hackel, gedeiht. Durch das Fressen der mit diesem Pilze behafteten Pflanze entwickelt sich in wenigen Stunden die gefürchtete Krankheit, wie durch sorgfältige Versuche an der Landwirtschaft- und Tierarznei-Schule in La Plata einwandfrei festgestellt wurde. Am meisten sollen der Wirkung nach Esel, Maultier und Pferd dafür empfänglich sein (ich habe zwar auch schon die umgekehrte Folge gehört), während man über Todesfälle bei Rindvieh, Schafen und Ziegen wenig hört; doch kann



Campo del Arenal von Cerro del Atajo.

dies vielleicht in gewissem Grade damit zusammenhängen, daß die Reit- und Lasttiere aus anderen, unverseuchten Gegenden herkommen, während die ständig dort wohnenden Pflanzenfresser das Gras und seine Wirkung schon einmal in der Jugend kennen gelernt haben und es nun weiterhin meiden. Nach meinen Erkundigungen soll die Tembladera sich in den letzten Jahren immer häufiger zeigen. Reiche Weidegründe, wie z. B. diejenigen an der Laguna Blanca, im Nordwesten der Provinz, sind heute verlassen, wo noch vor 40 Jahren Reisende durchzogen, welche in ihren Schilderungen die Krankheit mit keinem Worte erwähnen.

Im Norden von Capillitas liegt die ausgedehnte, muldenförmige Stein- und Sandwüste des Campo del Arenal, rings eingefriedigt von hohen Gebirgsketten. Ein paar Hügelzüge, zum Teil aus jungvulkanischen Gesteinen bestehend, greifen zungenförmig in die weißgelblich-schimmernden Sandflächen hinein, um dort allmählich auszuklingen in den vereinzelt Felsköpfen, die mühsam noch aus dem Dünen- und Sand hervorgucken. Eine dieser Felspar-

tien, wegen ihrer einsamen Lage die auffallendste, trägt den seltsamen Namen Salamanca, in der Bevölkerung allgemein bekannt, da sie dem Reisenden, der nach Santa Maria und den Tälern von Salta zieht oder von dort herkommt, als Wahrzeichen und Wegweiser dient. Ein Streifzug führte mich eines Tages in den Campo del Arenal und zur Salamanca. Als wir uns einige Kilometer von dem Gebirgsrande entfernt hatten, mußten wir unsere Reittiere zurücklassen, angebunden an einem mächtigen Kaktusstamm, da der sandige Boden völlig unterminiert war von den Höhlungen des Tucutucu (*Ctenomys brasiliensis* Blainville), eines kleinen lichtscheuen Nagetiers, dessen rhythmisch klopfendes Geräusch, das ihm zum Namen verhalf, auf viele Schritt Distanz schon hörbar ist. Wir wateten also nun zu Fuß durch den heißen Sand, jeden Moment in die leicht verdeckten Gänge einbrechend, bis wir nach mühsamem Spaziergang endlich die Salamanca erreicht hatten, ein von der Zerstörung noch verschont gebliebener Felskopf aus vulkanischer Breccie. Aber, obwohl er einen er-

quickenden Schatten spendete, fiel es mir auf, daß die Knechte eine gewisse Scheu zeigten und nicht in die unmittelbare Nähe der Salamanca herantreten wollten. Aus irgend einem Grunde paßte ihnen dieser heutige Ausflug gar nicht, vielleicht hatten sie mich auch absichtlich durch die von den Tucú-tucu erdröhnende Wüste geführt, in der Hoffnung, daß ich dann mein Ziel aufgeben werde. Ich fragte sie nun geradeheraus über die Ursache ihres sonderbaren Benehmens und vernahm bald den wahren Grund der Abneigung der Leute gegen die Salamanca, der darin besteht, daß nach landläufiger Meinung es dort nicht mit rechten Dingen zugehe. Wenn man sich nämlich an einem Dienstag zur Salamanca begeben, und es war zufälligerweise ein solcher, so komme es vor, daß eine Schlange aus dem Berge heraussteige, einem etwas ins Ohr flüstere und daraufhin einlade, in die unterirdischen Räume zu steigen. Dort könne man sich dann irgend eine Fertigkeit zur Ausübung irgendwelcher Betätigung auswählen und verlasse dann den Berg als vollkommener Virtuose im Guitarre-Spiel, Razowrfeßen, Tanzen, oder wofür man eben eine besondere Vorliebe zeigt oder wohlthätige Nachhilfe notwendig war. Auch üppig gedeckte Tische stehen dem Höhlenbesucher zur Verfügung. Als ich einige Wochen später dort wiederum an demselben Wochentage in der Nähe vorbeikam, hätte ich gerne von einer solchen Einladung der gastfreundlichen Schlange Gebrauch gemacht, um uns ein leckeres Abendessen vorsetzen zu lassen, aber die Herren Knechte waren einstimmig dagegen. Vielleicht war es auch dem Einfluß der Schlange zuzuschreiben, daß wir bei unserer Rückkehr vom Spaziergange nach der Salamanca unsere Reittiere nicht mehr vorfanden und die halbe Nacht hindurch in der Einöde herumlaufen mußten, sie zu suchen, indem wir durch Abbrennen der Stacheln der Randelaberfakteen prächtige haushohe Feuersäulen erzeugten, um uns gegenseitig nicht zu verlieren.

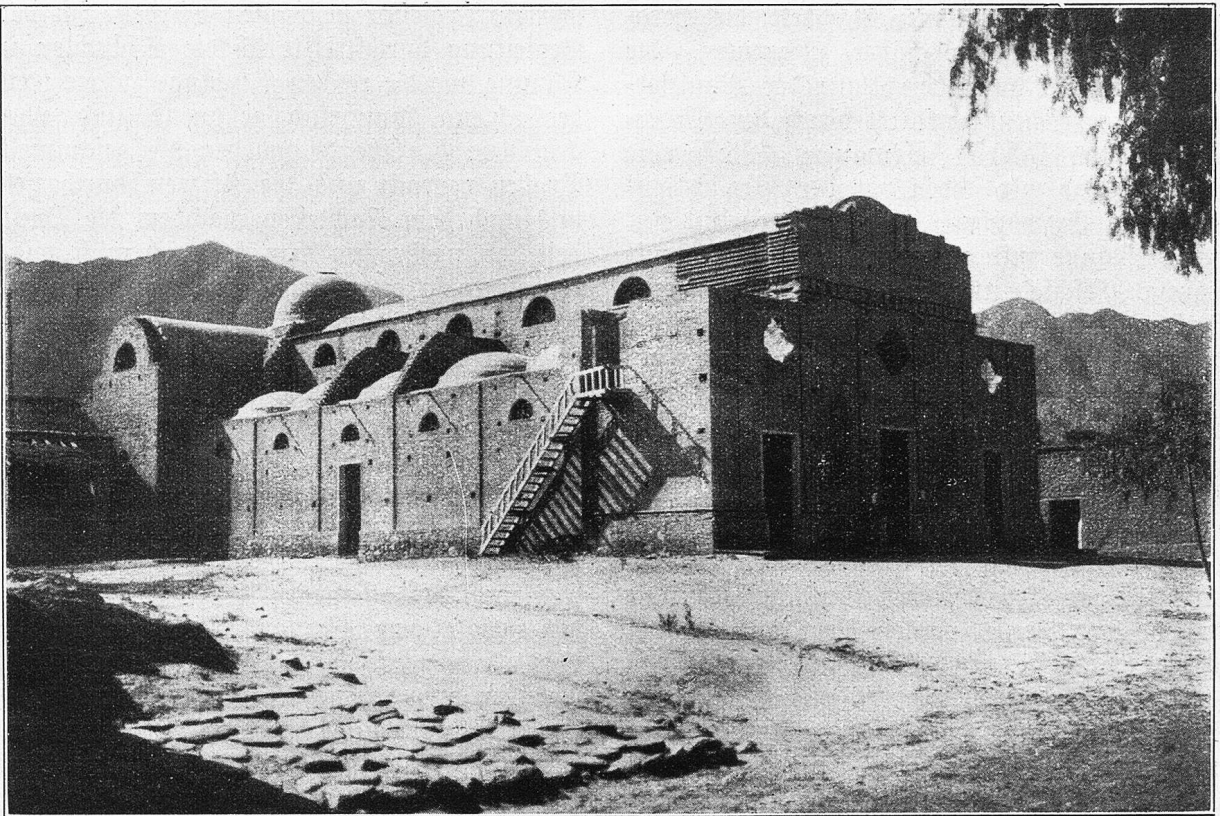
Später bin ich in der Sierra von Córdoba noch mehrfach an abgelegenen Felspartien vorbeigezogen, die den Namen Salamanca führen und die stets mit irgend einer Spukgeschichte in Verbindung stehen und im Volksglauben als Versammlungsort von Dämonen gelten.

Während der folgenden Wochen hatte ich mehrfach Gelegenheit, eine Reihe von kleineren Minen, meist Kupfergruben, zu sehen, die aber infolge von Erzarmut bald wieder zum Stehen

gekommen waren als beredtes Zeugnis eines blinden Minenfiebers, das von Zeit zu Zeit die Bevölkerung ergreift. Die Provinz Catamarca ist reich an Minen, an guten, sowie auch an solchen, welche bei den bestehenden Verhältnissen (schwieriger Transport, Wasserarmut usw.), eine Ausbeute nicht lohnen, obwohl der Erzvorrat unter günstigeren Bedingungen manchmal hinreichend wäre. Aber gerade in solchen Fällen geht der eigentlichen Ausbeutung keine grundlegende Untersuchung voraus; in blindem Vertrauen und ohne jede rechnerische Grundlage werden kostspielige Gebäulichkeiten ausgeführt, Maschinen herbeigeschleppt und so weiter, bis eben eines Tages der Mißerfolg seine deutliche Sprache spricht und neben den wirklich unbedeutenden Lagerstätten auch gleichzeitig die besseren in allgemeinen Verruf bringt, den diese wirklich nicht verdienen. Es mangelt auch nicht an einsichtsvollen Männern im Lande, welche die Wurzeln des Übels erkannt haben und dagegen aufzutreten suchen; das nationale Minenamt sucht mit Wort und Schrift den Mißbräuchen und der gewissenlosen Spekulation zu steuern. In letzter Zeit mehrt sich nun auch wieder die Zahl der Minenbesitzer, die auf Grundlage sorgfältiger Vorstudien reichlichen Gewinn aus den Lagerstätten ziehen.

Wir verzichteten deshalb lieber auf die weitere Beschreibung verlassener Minen und wenden uns einer solchen zu, die im Begriffe steht, sich zu entfalten und deren bisherige Verwaltung als Grundlage dienen kann für ein Wiederaufblühen dieser Industrie in jener an Erzen so reichen Provinz.

Bis zum Jahre 1918 kannte man in der Provinz Catamarca keine einzige Wolframlagerstätte, während eine bedeutende Anzahl, worunter einige mit vorzüglichen Bedingungen, in Córdoba, San Luis und La Rioja in den letzten fünf Jahren entdeckt und mit bestem Erfolge ausgebeutet wurden. Da kam im Juni 1918 die Nachricht, daß bei Belén in Catamarca Wolframitgänge aufgefunden worden seien, die eine gute Zukunft versprechen, vorausgesetzt, daß auch in friedlichen Zeiten Absatz für dieses Mineral vorhanden sei, wie nach der vielseitigen Verwertbarkeit des Wolframs auch zu erwarten steht. — Im Oktober desselben Jahres bekam ich den Auftrag, diese Lagerstätte zu untersuchen, was ich mit um so größerem Interesse übernahm, als mir die sagenumwobene Gebirgswelt von Catamarca mit ihren Natur-



Kirche in Belén.

schätzen und Erinnerungen an längst vergangene Zeiten schon von früheren Besuchen her ans Herz gewachsen war.

Es war im Frühjahr, heiße, sandbeladene Winde wehten durch die Täler, als ich in Begleitung zweier hoher politischer Würdenträger des Landes in Cerro Negro, einer der letzten Stationen vor Tinogasta, ankam. Tags darauf in aller Frühe verstaute wir unser Gepäck in einer soliden Kutsche, und begleitet von einer ganzen Tropa von Tieren zum Wechseln fuhren wir nach Norden gegen Belén zu. Diese Strecke hatte ich schon früher kennen gelernt und damals vor ihr noch einen größeren Respekt bekommen, da mir nur eine Reitmule zur Verfügung stand. Von Cerro Negro nach Belén rechnet man die Distanz auf 80 Kilometer; bis zur einzigen Ortschaft, die man unterwegs berührt, Londres, sind es deren 68; bis dahin trifft man auch nicht ein einziges Haus und keine Wasserstelle. Einige 5 bis 10 Kilometer vom Fuße der Gebirgskette entfernt zieht sich die Straße durch die Buschwälder des Campo de Belén (oder Andalgala), die weiter nach Osten hin von endlosen fahlgelben Dünen und den weißen

Salinen abgelöst werden, bis am Fuße der Sierra von Ambato, dem Auge aber von hier aus meist unerreichbar, sich wieder die Waldvegetation einstellt. Meist lagert auf dieser unermesslichen Senke eine trübe Atmosphäre, verursacht durch die Staubpartikel, welche durch die Winde emporgehoben, und ehe sie wieder gesunken sind, von neuem durch die Luft getrieben werden. An schwülen Tagen sieht man Staubwirbel in allen möglichen Richtungen durch die Gegend ziehen, oft Hunderte von Metern hohe gelbliche Säulen bildend, überall zerstreut, gleichzeitig oft 20, 30 und noch mehr, bis eine nach der andern plötzlich erlischt und in eine sich langsam auflösende Staubwolke verwandelt, abgelöst durch andere neue Schloten, die in wenigen Sekunden zum Himmel emporstießen.

Etwa fünf Stunden mochte die Fahrt gedauert haben, als der Weg abhog und gegen das Gebirge sich wandte, an dessen Fuß das Gefährt zurückgelassen werden mußte und die Reise auf bereitgehaltenen Maultieren weiterging, in das einsame Tal der Quebrada Seca (trockene Felschlucht), die ihren Namen rechtfertigt, da sie nur in Regenzeiten von trüben Wasserstürzen belebt wird. Weiter geht es tal-

aufwärts in dem trockenen Bachbett, die Bergwände rücken immer näher zusammen, die Stille wird nur durch den Klang der Maultiertritte unterbrochen, verstärkt durch den Widerhall an den kahlen Felsmauern. Noch eine Biegung, und wir stehen vor der kürzlich eingerichteten Erzwäscherei, die von einem einfachen Manne mit geringen Kosten, aber mit großem Geschick und mit bewundernswerter Einsicht hergestellt worden war. Eine kleine dürftige Quelle war etwas weiter oben gefaßt worden, um das spärliche Rinnsal in Röhren zu leiten. Nach getaner Arbeit dient das Wasser noch den Maultieren zur Erquickung, während der Rest gleich wieder versickert. Auf romantischem Pfade führt der Weg von der Erzwäscherei weiter in die Höhe zu den Minen, wo heute ein reges Leben herrscht, während noch vor wenigen Monaten Rehe und Guana-cos hier ihre sicheren Weideplätze hatten, von denen sie jetzt durch den Menschen und die Sprengschüsse in immer entferntere Regionen zurückgetrieben werden. Fast eine Woche weilte ich in der Gesellschaft jener dort arbeitenden, einfachen und zufriedenen Leute, deren scharfe Sinne und Beobachtungsgabe gar manchen ge-

lehrten Professor beschämen würden. In deren Begleitung durchstreifte ich die Schluchten und Kämme, wo die reichen Erzgänge zutage treten, beobachtend, sammelnd, zeichnend und photographierend. Abends wurden die gesammelten Proben verpackt und die Skizzen durchgesehen und nach dem Nachtessen, nachdem die Dunkelheit hereingebrochen war, setzte ich mich, wie ich es immer so gerne tat, mit den Leuten ums Feuer, wo noch ein Stündchen geplaudert wird und der Mate die Runde macht. Inzwischen wird am glimmenden Scheit eine Zigarette angezündet, die in einer Hülle aus Maischale den kurzgeschnittenen Tabak aus Tucuman enthält, oft vermengt mit einigen Körnern von Anis. An diesen abendlichen Plauderstündchen hat man Gelegenheit, recht manches zu hören, was sonst dem Reisenden verborgen bleibt. Für den neugierigen „Gringo“ ist es gar nicht immer einfach, das Gespräch dorthin zu lenken, worüber man gerne Aufschluß haben möchte, und erst im Laufe längeren Beisammenseins vernimmt man so allmählich von den Sagen, Sitten und Gebräuchen, die aus alten Zeiten her sich noch erhalten haben und mit der zunehmenden Anpassung an die heutige Welt



Aconquija von Südwesten. 5500 Meter ü. Meer.

langsam verschwinden werden. Erst nach mehreren Jahren habe ich zum Beispiel von der „Mula anima“, dem Geistermaultier, zu hören bekommen, eine Sage, die, wie ich nachträglich erfahren habe, sich im ganzen Gebiet der Cordillere, von Columbia bis nach Argentinien, erhalten hat, aber außerhalb dieses Gebietes, vielleicht mit Ausnahme der sagenreichen Provinz Santiago del Estero, nicht bekannt ist oder wenigstens nicht in derselben Form.

Die „Mula anima“ ist tagsüber eine weibliche Person, die mit dem bösen Geiste in freundschaftlichem Verhältnis steht. Des nachts verwandelt sie sich in ein aufgezügeltes Maultier und macht die Gegend unsicher, wobei aus Maul, Ohren und Rüstern mächtige Feuerflammen schlagen. Wem dieses liebliche Tier begegnet, der ist unfehlbar dem Tode verfallen, wenn es ihm nicht gelingt (und das ist gerade das Kunststück, welches jene Reiternaturen ganz besonders reizt), ihm das Kopfgeschirr abzunehmen, wodurch die dämonische Kraft des Maultieres sofort erlischt. Fast in jedem Dorfe Catamarcas soll es eine oder mehrere dieser „Mulas animas“ geben, und wenn die nächtliche Unterhaltung so recht in Fluß gekommen ist und das allgemeine Gruseln die Gesellschaft ergriffen hat, hört man die wunderbarsten Geschichten, wie dieser oder jener bei einem solchen Abenteuer sein Leben verloren habe, oder es auf merkwürdige Art durch beherztes Handeln retten konnte.

Bei Gelegenheit dieses Besuches der Wolfram-Mine „San Antonio“ gelangte ich eines Tages auf eine der höchsten Spitzen, die den Hintergrund des Tales abschließen. Weithin schweifte der Blick über stille einsame Täler, von Gebirgskette zu Gebirgskette, vom fernen Cerro del Fraile im Norden, wo kürzlich neue Zinnsteinlager entdeckt wurden, über das Berglabrynth zum schneegekrönten Massiv des Aconquija im Nordosten, zur langgezogenen ungliederten Sierra de Ambato, im Osten mit dem überragenden Gipfel des Cerro Manchado, der aus dem trüben Dunst über dem Campo de Belen in den blauen Himmel aufragt. Im Süden blinken, kaum angedeutet, die Schneefelder der Sierra de la Gamatina aus dem blauen Nebel, und im Westen schieben sich die Kulissen immer höher ansteigender Bergketten hintereinander.

Die Kammregionen dieser Gebirge bieten im allgemeinen ein unerwartetes Bild. Während

die niedriger gelegenen Teile der Abhänge von der erodierenden Kraft der Wildwässer reich zergliedert und geklüftet sind und nur einer dürftigen Vegetation die nötige Unterlage zum Gedeihen gewähren, haben im Gegensatz hierzu die Gipfel- und Kammpartien einen sanfteren Charakter, das heißt insofern sie eine gewisse Höhengrenze nicht überschreiten. Die Felsbildungen treten hier merklich zurück, und eine oft dichte Gras- und Gestrüppvegetation deckt den Boden. Die Gründe für diese Erscheinung sind leicht zu finden. Die Wassermengen der Regengüsse erhalten ihre volle Wirkung erst an den tieferen Stellen der Abhänge und am Fuße des Gebirges, wo sie durch ihre Masse und Stoßkraft besonders zur Wirkung gelangen. Da ferner jene Gegenden überhaupt arm sind an Niederschlägen und diese vorwiegend in den Sommer fallen, dann aber oft mit großer Heftigkeit eintreten, fällt der Einfluß von Frost, Schnee und Eis auf die Zerstörung des Gesteines fast vollständig aus. Die Pflanzenwelt findet so nur in den oberen Teilen der Täler und auf den Kämmen einen reichlichen Nährboden, an dem staubfreien pulverigen Loef, der sich zwischen dem Gestein in beträchtlichen Mengen angehäuft hat. Die aufgewirbelten Staubmassen aus den Ebenen werden von den Winden bis in die Höhen getragen, um nachher allmählich wieder zu Boden zu sinken, besonders wenn sie in den Windschatten der Täler gelangen. Von Wind und Regen werden diese Staubmassen dann zusammengetrieben zwischen den losen Blöcken und ermöglichen so das Leben der Gebirgsflora und guter Weideplätze für das Vieh. In den unteren Teilen der Täler dagegen schwimmen die angesammelten Wässer den Loef wieder hinaus in die Ebene, woher er gekommen ist.

Ein ähnliches Phänomen, aber viel eindrucksvoller in seiner Erscheinung, sind die „Sandgletscher“ in den muldenförmigen Tälern, die weiter im Norden, westlich und nordwestlich von Gualfin sich an den Rand des Hochplateaus der Puna de Atacama anlehnen. Von weitem gesehen sind sie wegen ihrer weißen Farbe wirklichen Schnee- und Eismassen zum Verwechseln ähnlich. Sie bestehen aus reinem Sande, der von den Winden, die von Norden her das Hochland herunterstreichen, gebracht wurde und welche ihre Last dann fallen lassen mußten, wenn deren Kraft in den randlichen Tälern der Puna zur Erschöpfung ge-

langte. Da diese Zonen ganz besonders regenarm sind, werden diese langgezogenen Anhäufungen von Sand durch keine Erosionstätigkeit zerstört.

Das äußerst gegliederte Gebirgslabyrinth zwischen dem Aconquijamassiv im Osten und der Gebirgskette des Cerro del Fraile im Westen zeichnet sich durch einen auffallenden Reichtum an Mineralwässern und Thermalquellen aus, deren Auftreten in engster Beziehung zu der tertiären Gebirgstektonik steht. Von Spezialisten sind diese Wässer schon seit langem eingehend untersucht und bekannt gemacht, aber wegen ihrer Lage in der Einsamkeit blieben sie bis heute noch beinahe unbenützt. Sie und da unternehmen Familien von Andalgala oder Belen die mühsame Reise nach den warmen Quellen von Nacimientos bei Gualfin. Inmitten einer fast kahlen, vorwiegend von Kakteen bewachsenen Landschaft mit abenteuerlich geformten Türmen und Festungen von dunkelroten Sandsteinmassen, die den Eindruck der Wildnis erhöhen, quillt auf einer

Verwerfungsspalte im Granit die warme Wasserader zutage (Temperatur 37 Grad). Ein ärmliches Hüttchen wurde daneben von den Badegästen errichtet, die in dem trogförmigen Quellbecken für ihren Leib Genesung suchen. Ein paar weitere warme Quellen (62 Grad und 64 Grad) liegen weiter nach Westen am anderen Abhange der Gebirgskette in einem schwer zugänglichen Felsenmeer und werden deshalb nur selten besucht. Dagegen hat der Besitzer der „Colpa“ bei Gualfin für den stark alkalinen Sauerbrunnen (26,6 Grad) neuerdings einige Bequemlichkeiten eingerichtet, bestimmt für seinen privaten Gebrauch, die er jedoch auch in gastfreundlicher Weise seinen Bekannten (und welcher Reisende gehört in jenen Gegenden nicht bald zu diesen?) gerne zur Verfügung stellt. Im ganzen Gebiete sind noch etwa neun weitere Quellen, warme und kalte, mehr oder minder reich an gelösten Salzen und Gasen, bekannt; ihre Nutzbarmachung, auch in der bescheidensten Form, gehört aber erst der Zukunft an. (Schluß folgt.)

Herbstmelancholie.

Nun ist der Sommer leis verglüht.
Die grünen und die roten Tage starben,
Und eingebracht sind letzte Farben
Vom falben Feld. Spätrose blüht.

Emil Wiedmer.

In der Kirchhofecke.

Nach jahrelanger Abwesenheit bin ich jüngst zum ersten Male wieder in dem Städtchen gewesen, in dem ich geboren wurde und meine Kindheit verbracht hatte; ein armseliger, kleiner Ort ist's im schwäbischen Schwarzwald, und das einzig bemerkenswerte daran ist die wilde Romantik seiner Lage.

Mit sonderbaren Gefühlen, wie ein Mensch sie empfindet, der aus langem Traum plötzlich erwacht ist, wanderte ich durch die engen Gassen, auf Schritt und Tritt tauchten alte Kindererinnerungen vor mir auf — lustige und traurige — ich fühlte mich zurückversetzt in eine längst vergangene Zeit, und doch war alles so anders, so fremd geworden, und aus den Häusern und Hütten, aus denen man mir einst freundlich zugewinkt hatte, schauten mir jetzt neugierige, unbekannte Gesichter nach.

Langsam ging ich die steilen Gassen hinunter ins „untere Städtle“, wie die Leute den Stadt-

teil im Gegensatz zum „oberen“ heißen, und von da pietätshalber hinaus zu dem kleinen Friedhof, wo meine Großeltern und Urgroßeltern begraben sind. Ein Stück weiter draußen liegt er zwischen grünen Wiesen, hart an der schmalen, staubigen Straße, die da ins Land hinaus führt.

Die Gräber der Urgroßeltern konnte ich trotz allem Suchen nicht mehr auffinden — sie waren auch wahrscheinlich schon längst umgegraben worden und hatten neue Insassen aufgenommen — aber die großelterlichen Ruhestätten lagen noch unverändert da, nur war im Lauf der Jahre die verwitterte Schrift auf den einfachen Denksteinen unleserlich, und der Epheu, der sich darüber senkte, noch dichter geworden.

Mit Stumpf und Stiel riß ich einige Grashalme aus, die nicht dahin gehörten, und etwelches üppig emporstiehendes Unkraut, das den alten Augen der „Frau Bas“ im obern